

Dokze-Deinung 3.12.76

War das Atlier-Theater eben noch die schaurig-düstere Hinrichtungsstätte der Mary Stuart, so gleicht es eher einem luftigen Zirkuszelt, wenn dem Herrn Mockinpott das Leiden ausgetrieben wird. Das Publikum, eben noch im Halbrund um die Balustrade sitzend in die psychologische Sezierung der Stuart einbezogen, sieht sich nun, umgeben von hellen Vorhängen, einer roh gezimmerten kleinen Bühne gegenüber, ähnlich wie sie in alten Zeiten auf Jahrmärkten stand, wo es noch das Hanswursttheater gab mit seinem lebhaften Treiben, mit groben Witzen, derben Handlungen, lauter Musik und grellen Farben, ohne feine Nuancen und verkannte Seelen.

Peter Weiss' aus der Kindheit rührende Beziehung zu Jahrmarkt und Zirkus offenbart sich auch in zahlreichen Gemälden, die gerade jetzt in der Rostocker Kunsthalle ausgestellt sind. Sein „Mockinpott“ ist 1968 – in einer veränderten Fassung des 1963 entstandenen Textes – erstmals aufgeführt worden und hat nie so von sich reden gemacht wie die großen Stücke des Autors, die mit ihrem kühnen Zugschnitt in Inhalt und Form ihm und dem Volkstheater Rostock Weltruhm brachten. Die für den „Mockinpott“ gewählte Form des Jahrmarktsspiels bedingt sicherlich einen Verzicht auf die unmittelbare politische Brisanz, wie sie etwa dokumentarischen Stücken wie der „Ermittlung“ oder dem „Viet Nam-Diskurs“ eigen ist.

Prof. H. A. Pertens Inszenierung (wissenschaftliche Beratung: Manfred Haiduk) beweist aber ein weiteres Mal die Möglichkeit, gesellschaftliche Relevanz, parteiliches Theater mit verschiedensten Mitteln zu realisieren – auch mit Mitteln des Jahrmarktstheaters.

Auch hier werden bisweilen wie im Hanswursttheater deftige Späße gemacht, wird wie im Stummfilm-Ulk gestolpert und hingefallen, wird wie in der Groteske unheimlich übertrieben, werden

Schaubude mit doppeltem Boden

die Figuren wie im Kasperletheater durch Klischee-Symbole festgelegt. Alle Beteiligten führen diesen Stil mit solcher Spielfreude vor, daß es dem Publikum ein Gaudi ist, wobei der eigentliche Reiz erst dadurch zustande kommt, daß es dabei um nichts Geringeres als um die Suche des Menschen nach Wahrheit und Recht geht.

Mockinpott, zeit seines Lebens unbescholtener Bürger, pünktlicher Steuerzahler, fleißiger Arbeiter, braver Ehemann, nie aufsässig, ausschweifend oder zweifelnd, sitzt im Gefängnis, wird bestohlen, geprügelt und muß dafür auch noch bezahlen. Er fragt zum ersten Mal „Warum?“: Die Antwort bleibt aus. Der Advokat verhilft ihm nur für Geld zur Freiheit, der Arbeitgeber entläßt ihn wegen unerlaubten Fernbleibens von der Arbeit, seine Frau verjagt ihn wegen böswilligen Verlassens, der Arzt betrügt ihn mit „wissenschaftlichen“ Methoden, die Regierung speist ihn mit Geschwätz ab, Gott Vater im Himmel schließlich hat mit sich selbst zu tun.

Einer, auf den Mockinpott seine Hoffnung setzt, ist Wurst. Dieser Landstreicher äußert bisweilen halb wahre Sentenzen über die Unzulänglichkeit der Welt, das Wort der Autoritäten steht für ihn aber außer Zweifel. Er ist zwar Mockinpott bei seiner Suche behilflich, aber er will von dessen Problemen nichts wissen: Hat er zu essen und zu trinken, ist er mit dem Lauf der Dinge zufrieden. Ulrich Voss nutzt die Chance der Rolle – hier darf und muß er, wa-

auf dem heutigen Theater gewöhnlich passé ist; mit falschem Pathos deklamieren, zweideutige Gesten zelebrieren, banale Posen demonstrieren...

Zeigt Wurst auch nicht die erhoffte Solidarität mit Mockinpott, so doch ein gewisses Gefühl der Kumpanei. Alle anderen von ihm befragten Figuren spielen dem Suchenden übel mit. Die von den

DDR-Erstaufführung des Peter Weiss-Stückes „Wie dem Herrn Mockinpott das Leiden ausgetrieben wird“ am Volkstheater Rostock

Mächtigen ausgehende Aggressivität gegenüber dem kleinen Mann wird stilgerecht schon optisch sichtbar – einerseits durch die Besetzung mit großgewachsenen Schauspielern, andererseits durch deren Ausstaffierung: prächtige Roben, dicksohlige Schuhe, gepolsterte Bänche, Schultern, Busen. Wie man es von Falk von Wangelin gewöhnt ist, ist seine gesamte Ausstattung nicht einfach Dekoration, sondern ein ganz wesentlicher inhaltlicher Bestandteil der Inszenierung.

So ist in der Gefängniszscene der verwirrte schwächliche Mockinpott in seinem biedereren, viel zu engen schabigen Anzug den auch äußerlich mächtigen Vertretern der autoritären Macht, dem Wärter (Armin Roder), dem Amtmann (Walter Faust) und dem Advoka-

ten (Erhard Schmidt), hilflos ausgeliefert. Bezeichnenderweise wiederholt sich eine ähnliche Einkreisung auch in der „Freiheit“, beim Arzt (Erhard Schmidt) nämlich, dessen Krankenschwestern (Karl-Heinz Lewicki und Günther Neukamm) nicht zufällig den gewalttätigen Schwestern im „Marat“ gleichen. Eine jämmerliche Figur gibt der eigentlich moralisch überlegene Mockinpott selbst gegenüber dem bellenden Nebenbuhler im Nachthemd (Armin Roder) und der bösen ungetreuen Frau (Katrin Stephan) ab.

Manfred Schlosser hat in der Titelrolle zweifellos die schwierigste Aufgabe zu bewältigen. Ihm sind die Jahrmarktsspielen weitgehend versagt, er muß einen Menschen im Unglück zeigen und im Unwissen dazu. Diese Figur braucht die Sympathie des Zuschauers, wiewohl ihr die Kritik unseres Publikums nicht erspart werden kann. – Die Anspielung auf Chaplin ist somit mit den großen Schuhen, dem Stock und dem Gang nicht erschöpft, sie zielt vielmehr tiefer auf die Verbindung von Heiterkeit und Traurigkeit, auf den schmalen Grat zwischen Lachen und Weinen.

Eine der amüsant-ernsthaften doppelbödigen Szenen dieser Art ist das Bild beim Arbeitgeber (Walter Faust). Um nachzuweisen, wie dringend er doch gebraucht wird, versucht Mockinpott zweifelt, seinen Kollegen (Erich Staubach) im Arbeitstempo zu übertrumpfen, wobei diese Arbeit in einem lächerlich-sinnlosen Um-

schichten von Gartenzweigen besteht: Abhängigkeit des Lohnarbeiters, Entfremdung der Arbeit auf die absurde Spitze getrieben.

Mein Gott, jetzt hat er's – möchte man meinen, wenn Mockinpott die „Antworten“ der drei standbildhaften regierenden Figuren (Walter Kainz, Joachim Uhlitzsch, Kurt Wetzel) auf seine Fragen vernimmt. Doch deren stereotype verwirrende Wortspiele, ihre demagogischen Floskeln von der Gemeinsamkeit, ihre Orientierung auf den Gewinn sowie ihre Androhung von Gewalt, die deutlich an den „Popanz“ erinnern, reichen zur Leidensausreibung noch nicht aus. Erst bei der höchsten Instanz kriegt Mockinpott endlich seine große Wut. Als Lieber Gott ist Erhard Schmidt in seiner dritten urkomischen Rolle zu sehen. Gerade in seinem verdreifachten „Aha“-Gesang erweist sich höchst wirkungsvoll die Funktion der Kompositionen von Peter Gotthardt, die (in der Ausführung von A. Aigmüller, J. Frohriep, H. Lissner und H. Pantzier unter Leitung von H. Werner) nicht nur ein Jahrmarkts-Flair schaffen, sondern eigenständige Wertungen einbringen.

Einer der witzigsten Einfälle dieser phantasievollen Inszenierung: Nachdem Mockinpott die gute Stube Gottes demoliert hat, zieht er mit einem kleinen roten Kissen davon, das die „Konkurrenz“ als Zeichen ihrer widerborstigen Absichten unter die riesigen weißen himmlischen Federbetten geschmuggelt hatte. Und wenn er schließlich seine Schuhe richtig anzieht, aufrecht zu gehen beginnt anstatt zu stolpern und zum Schluß – besser: zum Anfang kräftig auf die Pauke haut, dann sind's mit dem Publikum auch die beiden blechflügelklappernden blonden Engelein (Christine Harbot und Undine Schuppelius) zufrieden, die – durch ihre Kommentareschon längst verdächtig – sich als ganz Irdische enttarnen.

Christine Gundlach